

REZENSIONEN

Dominik Juhnke: Leopold Ranke. Biografie eines Geschichtsbesessenen,
291 S., Vergangenheitsverlag: Berlin 2015, 14,90€.

Rezensiert von Martin Schippan

Es ist erstaunlich, dass bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts noch keine umfangreiche Biographie Leopold von Rankes (1795-1888) publiziert worden ist. In seiner 2015 erschienenen Darstellung versuchen der Historiker und Journalist Dominik Juhnke (geb. 1988) –, und zeitgleich zu ihm Alexander Boldt mit seiner inzwischen 2014 erstmals erschienenen Arbeit *The Life and Work of the German Historian Leopold von Ranke (1795–1886)* –, die Vita des als „Vater der Geschichtswissenschaft“ bezeichneten Gelehrten in ihrer Vielschichtigkeit zu beleuchten. Überzeugend hebt Dominik Juhnke in seiner Einleitung die Ambivalenz des Ranke-Bildes in der Gegenwart hervor. Der von ihm als „Geschichtsbesessene“ Bezeichnete gehörte einerseits zu den omnipräsenten Gestalten in der Erinnerungskultur, der vor allem mit seinen ‚geflügelten‘ Sentenzen, jede Epoche sei „unmittelbar zu Gott“, die Strömung des Historismus repräsentierte. Andererseits sei in seinen Augen das Œuvre Rankes, vor allem dessen Briefwerk, nicht hinreichend erschlossen. Mit seiner in einem prägnanten Stil und in journalistischer Manier verfassten Biographie nähert sich Juhnke dem „Unfassbaren“ (10) anhand von plakativen, durchgängig mit der Vorsilbe „Un-“ versehenen Charakter-Zuschreibungen („Unbeschwerter“, „Unzufriedener“, „Unwillkommener“) an, ohne in seiner Darstellung die chronologische Abfolge und das historische Panorama aus dem Auge zu verlieren.

Im ersten Teil seiner Lebensdarstellung skizziert Juhnke die „Jugend- und Lehrjahre“ (11) Rankes bis zu seiner Ernennung als Professor in Berlin. Als „Unbeschwerte[r]“ (11), so lautet Juhnkes These, habe er eine relativ sorgenfreie Kindheit im kursächsischen (und seit 1815 preußischen) Wiehe an der Unstrut verbracht und habe früh mit der Bibliothek des elterlichen Pastorenhauses Bekanntschaft gemacht. Der Auffassung des Verf. zufolge gehörte der junge Ranke zu den Augenzeugen weltgeschichtlicher Ereignisse, fanden die napoleonischen Kriege und die ereignisreiche Schlacht von Jena und Auerstedt (1806) in der unmittelbaren Umgebung seines Geburtsorts statt. Ob die Ausbildung an der Klosterschule Donndorf und am Eliteinternat Schulpforta so „unbeschwert“ war, wie der Verf. behauptet, lässt sich diskutieren. Immerhin genoss der junge Ranke an ihnen eine fundierte Ausbildung, die ihm für sein mit einer Arbeit über Thukydides abgeschlossenes Studium der klassischen Sprachen und der Theologie nützlich werden sollte. Durch die Vermittlung seines Mentors, des Philologen Gottfried Herrmann (1772–1848), gelangte Ranke zu einer Lehrerstelle in Frankfurt an der Oder. Wie auch in späteren

Kapiteln, entwirft Juhnke hier ein geschichtliches Porträt der einzelnen Lebensstationen – so Berlins um 1800. Mit diesen Schilderungen löst er seine in der Einleitung formulierte Forderung nach der Historisierung der Biographie Rankes ein.

Als „Unzufriedene[r]“ (27) habe dieser, so deutet Juhnke eine Periode aus dessen Leben, zwischen 1818 und 1825 seine Erfahrungen als gewissenhafter und fleißiger Fachlehrer für Geschichte an einem Frankfurter Gymnasium gesammelt und in den Salons die geselligen Konversationen (auch im Umgang mit Damen) erlernt. Für Ranke sei die „Unbeschwertheit der Anfangszeit“ (32) in dem Moment zu Ende gewesen, als er hier mit dem von der politischen Verfolgung bedrohten „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852), mit dem er sympathisierte und von dem er ein Schreibpult erhalten sollte, zusammentraf. Nach dessen Verhaftung, die bei ihm ebenfalls Furcht vor staatlichen Repressionen auslöste, habe sich der spätere preußische Staatshistoriograph, wie von dem Verf. überzeugend geschildert, verstärkt autodidaktisch mit historischen Studien auseinandergesetzt. Sein Erstlings- und Hauptwerk *Geschichten der germanischen und romanischen Völker von 1494 bis 1514* (1824) sowie seine methodologische Abhandlung *Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber* (1814), ein Schlüsseltext des „Historismus“, stellten Zeugnisse dieser Schaffensperiode dar. Rankes Berufung zum außerordentlichen Professor (1824) an die 1810 gegründete Berliner Universität Unter den Linden sei, laut Juhnke, sowohl das Ergebnis von dessen „Eigeninitiative“ (37) als auch das eines „Netzwerk[s] von einflussreichen Kontakten“ (38) gewesen. Dank des Zuspruchs des Kultusministers Karl vom Stein zum Altenstein (1770–1840), dem er ein Exemplar seines Erstlingswerks zugesandt hatte, habe er – auch über die Fürsprache des akademischen Senats hinweg – die Anstellung erhalten können.

Beziehungsgeschichtlich legt Juhnke dar, wie Ranke seine Position als außerordentlicher Professor in der Auseinandersetzung mit Widersachern und Verlegern habe behaupten können. Durch diese Querelen, so kann man es der Biographie entnehmen, sei er zum führenden Historiker aufgestiegen. Der junge Ranke wurde an die Philosophische Fakultät der Berliner Universität zunächst als „Unwillkommene[r]“ (43) aufgenommen. In der noch von dem ‚Staatsphilosophen‘ Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) wesentlich geprägten akademischen Welt galt er mit seiner historisch-empirischen Methode der quellen-basierten Suche nach Wahrheit als Außenseiter. In dem Historiker Heinrich Leo (1799–1878) und dessen idealistischer Auffassung von Zeiterfahrung fand Ranke einen geeigneten Antipoden in der Auseinandersetzung um die Deutungshoheit in der Geschichte. Weniger Anfangsschwierigkeiten hatte er, laut dem Verf., als gern gesehener Gast in dem Salon Rahel Varnhagens von Ense, geb. Levin (1771–1833), wodurch er auch einen Eintritt in das öffentliche Leben Berlins erhalten sollte.

Ein wesentlicher Auslöser für Rankes Hinwendung an die vorwiegend wissenschaftliche Tätigkeit sei, so die Deutung Juhnkes, dessen „Scheitern als politischer Publizist“ (59) gewesen. Nach seiner Archivreise in Italien, auf die der Verf. nur am Rande eingeht, war der „Unparteiische“ (59), wie ihn Juhnke bezeichnet, in den frühen 1830er Jahren als Chefredakteur der *Historisch-Politischen Mitteilungen* (HPM) tätig. In dieser Funktion agierte Ranke als Sprachrohr des politischen Kon-

servativismus. Juhnke schildert in seiner Biographie, wie er sich mit seinem Verleger Friedrich Christoph Perthes (1772–1843) überwarf – auch weil dieser sein Werk *Fürsten und Völker in Südeuropa* (1827) unautorisiert in Druck gab. Laut der Deutung des Verf. scheiterte Ranke mit diesem Projekt, weil er mit seinem akademischen Duktus die literarische Öffentlichkeit nicht ansprechen konnte. Nichtsdestotrotz würdigt Juhnke die in dieser Zeitschrift erschienenen Essays *Die großen Mächte* (1833) sowie *Politisches Gespräch* (1836) als „Meilensteine in der beruflichen wie persönlichen Entwicklung des Berliner Professors“ (79). Als Konsequenz aus diesen Misserfolgen habe sich, so die Quintessenz Juhnkes, Ranke verstärkt auf seine Arbeit als Gelehrter konzentriert.

In seiner Biographie richtet Juhnke seinen Fokus auch auf den Privatmann Ranke. Dabei entwirft er das Porträt eines arbeitsamen Geschichtsprofessors. Nach seiner Ernennung zum Ordinarius im Jahr 1834 sei Ranke der These Juhnkes zufolge ein „Unbeirrbar[e]“ (77) gewesen, der sich einen Namen als Historiker sowohl unter seinen Kollegen als auch in der Öffentlichkeit verschafft hat. Zu dessen Publikumserfolgen gehören seine Geschichtsdarstellung *Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten* (1834–36), die für Kontroversen unter den Katholiken sorgte. Fundamental stellte Ranke mit seiner akribischen Quellenarbeit die Deutungshoheit der theologischen Kirchenhistorie in Frage. In dieser Zeit erwarb er sich mit seinen Meistererzählungen, zu denen auch die *Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation* (1839–1847) gehörte, Publikumserfolge. An der Berliner Universität führte Ranke die historischen Seminare ein, in denen er eine persönliche Beziehung zu seinen Schülern – wie etwa Heinrich von Sybel (1817–1895) – aufbaute.

In der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelms IV. (1795–1861) im Jahr 1841 sieht Juhnke auch eine Zäsur für die Vita Rankes. Ein Jahr nach dessen Thronbesteigung wurde er zum preußischen Staatshistoriographen ernannt und wandelte sich zu einem „Untertan“ (95). Anhand des Revolutionsjahrs 1848 verdeutlicht der Verf., wie Ranke angesichts der Unruhen seine Treue gegenüber der Obrigkeit bekundete. Mit seinen *Neun Büchern preußische Geschichte* (1847–1848) leistete er zugleich seinen Dienst am Staat. Auch in seinem Privatleben erwies sich der Familienvater Ranke als Verfechter der traditionellen Ordnung. Standesgemäß heiratete er die Britin Helena Clarissa Graves (1808–1871), die er auf seiner für das Quellenstudium seiner historiographischen Abhandlungen *Französische Geschichte* (1852–1861) und *Englische Geschichte* (1859–1869) genutzten Archivreise nach England kennengelernt hatte. Aus dieser Ehe sollten eine von ihm umsorgte Tochter sowie drei Söhne hervorgehen. Mit Clarissa führte der 1865 nobilitierte Leopold von Ranke einen Salon, der zu einem kulturellen Zentrum für die *Berliner Intelligenz* werden sollte.

Ein ganzes Kapitel widmet Juhnke dem Alltagsleben des „Unermüdliche[n]“ (121) Ranke. Anhand von dessen Vorlesungsauftritten, seines geregelten Tagesablaufs und seines Arbeitslebens versucht der Verf., das „Bild eines weltfremden, schusseligen Gelehrten“ (129) zu entwerfen. Beziehungsgeschichtlich geht Juhnke auch auf dessen prominenten Besucherkreis ein, zu dem auch der bayerische König

Maximilian II. (1811–1864) gehörte. Für diesen Protegé hielt Ranke eine Vorlesungsreihe über die neuere deutsche Geschichte. In ihr entwickelte er die These, wonach jede Epoche unmittelbar zu Gott sei, als Gegenentwurf zum Fortschrittsgedanken in der hegelianischen Geschichtsphilosophie.

In seiner Biographie schildert Juhnke, wie sich Ranke nach seinem Ausscheiden aus dem Universitätsdienst 1871 zunehmend in das Privatleben zurückgezogen hat. Eine Zäsur für ihn stellte vor allem der Tod seiner Frau Clarissa dar, in dessen Folge sich der „Unzeitgemäße“ (143) verstärkt der Arbeit zugewandt hatte. Zudem seien sowohl universitätsinterne als auch politische Gründe, so die Deutung Juhnkes, für den Rückzug Rankes in die Privatsphäre verantwortlich gewesen. Sein Konkurrent und Fachkollege Johann Gustav Droysen (1808–1884), der dessen Objektivitäts-Ideal gegenüber reserviert blieb, zog mehr Studenten als er in seine Vorlesungen. Ebenfalls etablierte sich die mit den Namen Heinrich von Sybels (1817–1895) und Heinrich von Treitschkes (1834–1896) verbundene Schule der kleindeutsch-borussischen Geschichtsschreibung, die die Erforschung der Vergangenheit mit tagespolitischen Forderungen verband. Gegenüber dem Deutsch-Französischen Krieg 1871 besaß Ranke, der als preußisch gesinnter Gelehrter einer Reichseinigung gegenüber kritisch gegenüberstand, eine ambivalente Haltung.

Doch auch nach seinem Ausscheiden aus dem Universitätsleben setzte er sich verstärkt mit der Erforschung der preußischen Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts auseinander. Anschaulich entwirft Juhnke in dem Kapitel über den „Unberechenbare[n]“ (167) Ranke das Bild eines von einer Blasenkrankung sowie der zunehmenden Erblindung gezeichneten Historikers, der sich auch in der Spätphase seines Lebens der Arbeitswut hingeeben habe. Der gealterte Gelehrte habe zunehmend Studenten und Kollegen um sich versammelt, denen er seine Entwürfe diktiert und weitere Anweisungen gegeben habe. Juhnke stellt Ranke als einen perfektionistischen Historiker mit einem unvergleichlichen Gedächtnis vor, der auf die literarische Gestaltung seiner Werke einen großen Wert gelegt habe. Kunst und Wissenschaft, so lautet seine Schlussfolgerung, erwiesen sich für ihn nicht als Gegensätze, sondern als einander ergänzende Prinzipien.

Nicht ohne dramatischen Gestus beschreibt Juhnke seinen Helden Ranke als unermüdlichen Schreiber an seinem sechsbändigen Monumental- und Spätwerk *Die Weltgeschichte* (1881–1885). In den letzten Jahren vor seinem Tod habe sich dieser als „Unvollendete[r]“ (197) einer globalen Betrachtung der Weltbegebenheiten zugewandt. Wie Juhnke hervorhebt, begab sich Ranke in die Göttinger Tradition der Universalhistorie. Dem Urteil des Verf. zufolge scheiterte jedoch dieses Unternehmen, weil dem auf europäische Staatengeschichte spezialisierten Neuzeithistoriker die Kenntnisse der Altertumswissenschaften und ihrer jüngsten Forschungsergebnisse gefehlt hätten. Am Ende starb der 92-jährige Ranke, der von zahlreichen seiner Zeitgenossen mit Ehrungen bedacht wurde, über seinem Werk. Juhnke würdigt ihn am Ende seiner Biographie als „Unbestechliche[n]“ (225). Zeit seines Lebens, so resümiert er dessen Vita, habe sich Ranke einem werturteilsfreien Ideal der Objektivität und der Wahrheit verpflichtet gefühlt und dabei einen höheren Zusammenhang zwischen den Weltbegebenheiten gesucht. Der Auffassung des Verf. zufolge sei die hohe Arbeitsmoral eine Kontinuität in dessen Leben gewesen.

Konsequenz zeichnet Juhnke in seiner Biographie das Bild von Ranke als einem „Geschichtsbesessenen“, der sich dem Studium der Quellen hingeeben habe. Sein Versprechen, den Neuzeithistoriker im Kontext der Erfahrungen des 19. Jahrhunderts zu historisieren, löst er am Ende seiner Darstellung ein. Im Ergebnis präsentiert Juhnke die Vita eines öffentlich wirksamen Menschen, der sich mit seiner Methodologie des wahrheitsgetreuen Quellenstudiums sowohl gegenüber Vertretern der hegelianischen als auch denen der kleindeutschen Geschichtsschreibung zu behaupten hatte. Überwiegend verwendet der Verf. einen anschaulichen Stil, der zur Lektüre der Biographie ermutigt. Die Spannung wird auch nicht durch die repetitiv eingesetzten Urteile im Text gestört, wonach Ranke ein verschrobener Stubegelehrter gewesen sei. Im Rahmen seiner populären Lebensdarstellung konnte sich Juhnke nur auf die methodologischen und geschichtstheoretischen Essays und Beiträge seines Helden beschränken. Seine Biographie wirft somit weitere Fragen nach der Werkexegese der „Meistererzählungen“ Rankes auf.

Martin Schippan, Berlin

Herbert Hömig: Altenstein. Der erste preußische Kultusminister. Eine Biographie, 483 S., Aschendorff Verlag: Münster 2015, 58,-€.

Rezensiert von Ingo Löppenber

„Preußen zeigt ein Doppelgesicht, wie der Januskopf: ein militärisches und ein philosophisches.“ Dieses Urteil stammt aus dem 1810 erschienenen Reisebericht „Über Deutschland“ der französischen Schriftstellerin Anne Louise Germaine de Staël-Holstein, besser bekannt als Madame de Staël. Während der erste Aspekt dieses Zitats, die gesellschaftliche Prägung Preußens und Deutschlands durch den Militarismus, hinreichend und ausdauernd erforscht wurde und wird, führte der zweite Aspekt ein Schattendasein in der historischen Forschung. Unter der Chiffre „Preußen als Kulturstaat“ fand er im Rahmen eines mehrjährigen Forschungsprojekts an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften schließlich umfangreiche Erforschung, deren Ergebnis hauptsächlich, neben umfang- und zahlreichen Aufsätzen, die neue „Acta Borussica: Preußen als Kulturstaat“ ist. Im Rahmen dieser Arbeiten, die sich auf das preußische Kultusministerium konzentrierten, konstatierte Bärbel Holtz, dass eine wissenschaftliche Biographie über den ersten Leiter dieser Behörde, Karl Sigmund Franz Freiherr vom Stein zum Altenstein, ein Desiderat der Forschung sei. Das hier vorliegende und zu besprechende Werk von Herbert Hömig verspricht nichts geringeres, als dieses aufzulösen.

Hömig selbst ist eigentlich Spezialist für die Geschichte des Politischen Katholizismus und erläutert in seinem Vorwort, dass die Beschäftigung mit dem Minister Altenstein auf eine Anregung des Historikers Max Braubach aus dem Januar 1970 zurückreicht. Mehr als genug Zeit für einen erfahrenen Historiker, die Literatur und die Quellen zu erschließen und zu sichten. Klammert man die Bestände des Kultusministeriums und des Privatnachlasses des Ministers Altenstein aus, die sich in der Biblioteka Jagiellonska Krakau befinden, ist dies Hömig auch gelungen. Dadurch erhält seine Biographie eine hohe wissenschaftliche Bedeutung, denn sie wird auf lange Zeit die gründlichste Untersuchung dieser Art bleiben. Besonders auffallend an der Quellenlage ist die geringe Anzahl an von Altenstein selbst verfassten Lebensberichten, außer einer knappen Zusammenfassung seiner Kindheit und Jugend, die er 1789 als Achtzehnjähriger schrieb und mit „Mein Leben“ titulierte (S. 9).

Hiermit beginnt auch Hömig seine Darstellung. Kurz und präzise wird die Familie des am 1. Oktober 1770 geborenen Karl vorgestellt. Der spätere Kultusminister genoss eine typische, in seinen Erinnerungen leicht verklärte Erziehung durch einen Hofmeister, der ihn und seinen Bruder Sigmund unterrichtete. Nach einer Pagenzeit und einem Abschluss an der Universität in Ansbach studierte Karl in Erlangen und Göttingen Jura und trat anschließend in die markgräfliche Verwaltung in Ansbach ein.

In seiner Jugend hatte sich Altenstein mit einer Leidenschaft angesteckt, die ihn Zeit seines Lebens nicht mehr los lassen sollte, der Botanik. Altenstein selbst konnte zahlreiche Pflanzen bestimmen und war immer auf der Suche nach neuen Arten. Als Kultusminister unterstützte er Forschungsreisende, die ihn exotische

Pflanzen aus entlegenen Teilen der Welt für Berliner Gärten und der Naturkundlichen Sammlung versprochen. Auch protegierte Altenstein zahlreiche Botaniker und stand mit einigen von ihnen, wie zum Beispiel Christian Gottfried Nees von Esenbeck in engem Austausch. Auch gerade dann, wenn es galt einen Lehrstuhl für Botanik an einer preußischen Universität zu besetzen. Als Autodidakt führte Altenstein sogar Experimente mit Pflanzen in seinem eigenen Garten durch. Ein forschender Kultusminister war auch im Deutschen Bund des Vormärz eine Ausnahme.

Neben dieser speziellen Leidenschaft führte sein Eintritt in den Verwaltungsdienst aber auch dazu, dass sich Altenstein in einen „Ausdruck des klassischen preußischen Beamtentums“ (Franz Schnabel) verwandelte. Mit der Übernahme von Ansbach-Bayreuth durch Preußen 1792 trat Altenstein in den preußischen Staatsdienst ein und begegnete dort einerseits Hardenberg, den späteren Kanzler und andererseits Alexander von Humboldt, dem wichtigsten preußischen Forschungsreisenden und Naturforscher. Hömig stützt sich auf die Denkschriften, die Altenstein im Dienst verfasste und die auf seine Vorstellungen der Welt und der Geschichte zurückweisen. Hömig weist nach, wie sehr sich Altenstein von Fichte und dann von Hegel leiten ließ. Für Altenstein stand dabei die „Wohlfahrtsidee“ im Mittelpunkt seiner Tätigkeit und seiner Politik. Der Staat sollte in Krisensituationen seinen Bürgern beistehen, aber keine präventiven Maßnahmen unternehmen, da diese ein Eingriff in die Mündigkeit der Bürger darstellen konnte (S. 27). Damit traf Altenstein den Puls der Zeit und seine Einstellung und seine immer enger werdenden Kontakte zu Hardenberg führten dazu, dass Altenstein maßgeblichen Anteil bei einem der wichtigsten Dokumente der preußischen Geschichte hatte, der Denkschrift „Über die Reorganisation des preußischen Staats, verfaßt auf höchsten Befehl Sr. Majestät des Königs“. Altenstein selbst hatte Hardenberg eine ebenso umfangreiche Denkschrift präsentiert und diese wurde von Hardenberg wohl als eine Art „Vorgutachten“ (Ilja Mieck) verwendet. Nach dem Sturz Hardenbergs intrigierte Altenstein zusammen mit anderen Personen gegen den Freiherr von Stein und wurde nach dessen Sturz 1808 Finanzminister im sogenannten Ministerium Dohna-Altenstein. Altenstein zeigte damit, dass er nicht nur ein theoretischer Verwaltungsbeamter war, sondern auch, dass er die Regeln der Spiele um Macht und Einfluss in der Politik verstanden hatte. Dies sollte sich für ihn noch auszahlen, als er versuchte konservative Kreise aus dem Einflusskreis seines Ministeriums herauszuhalten.

In seiner Rolle als Finanzminister aber machte Altenstein keine gute Figur. Er isolierte sich zunehmend von wichtigen Entscheidungsträgern im Umkreis des Königs Friedrich Wilhelm III. Außerdem gelang es ihm nicht die Frage der Kontributionen an Frankreich zufriedenstellend zu lösen. Die neugegründete Universität in Berlin hingegen, jene Modelluniversität, die das zunehmend von der Forschung angezweifelte Humboldt'sche Modell darstellte, unterstützte er mit ausreichend finanziellen Mitteln. Gescheitert trat Altenstein 1810 zurück. Anschließend blieb er als Zivilgouverneur in Schlesien im preußischen Dienst, nahm an den Befreiungskriegen teil, traf in Paris 1814 wieder auf Hardenberg und Alexander von Humboldt und sorgte für die Rückführung der gestohlenen Altertümer und Kunstwerke nach Preußen. Es waren unsichere Jahre, die erst mit der von Hardenberg betriebenen

Berufung 1817 zum Minister des Ministeriums für Kultus, Bildung und Medizinalwesen beendet wurden. Bis zu seinem Tod sollte Altenstein dieses Ministerium führen, 23 Jahre lang. Zum Vergleich verweist Hömig darauf, dass ein Kultusminister in den Jahren bis 1934 durchschnittlich nur 5 Jahre lang das Ministerium führte. Es ist also tatsächlich berechtigt von einer „Ära“ zu sprechen (S. 135).

Das Kultusministerium, wie es abkürzend genannt wird, war besonders auf dem Gebiet des Bildungswesens, des höheren und des niederen, der Kunst und der Denkmalpflege, der forschenden Wissenschaft und der Medizin und der Religion als Klammer zwischen diesen Bereichen tätig. Unter Altenstein sollte die Kulturpolitik einerseits innen nach Preußen wirken, um die Bewohner neuer Gebiete im Westen in den preußischen Staatsverband zu integrieren und um das expandierende Bürgertum an den Staat, in dem Adel und Militär immer noch dominierten, zu binden. Außerdem sollte Preußen in direkter Konkurrenz mit den anderen Deutschen Ländern eine Vorrangstellung gewinnen, um damit in der Deutschen Frage einen entscheidenden Vorteil zu gewinnen. Fast noch wichtiger aber war die gezielte Politik Altensteins aus Berlin einen künstlerisch-wissenschaftlichen Leuchtturm zu machen, der mit einer „Weltuniversität“ und gleichwertigen naturhistorischen, ethnologischen und archäologischen Sammlungen den Hauptstädten der anderen europäischen Großmächte ebenbürtig sein sollte. Die Berufung von bedeutenden Lehrkräften, die Förderung wissenschaftlicher Forschung, der Ankauf von Kunstsammlungen waren Bestandteile dieser Politik. Allerdings musste Altenstein auch die Demagogenverfolgung durchsetzen, was ihm nicht behagte. Er war zwar kein progressiver Liberaler, aber doch wohl ein moderater Modernisierer, der auf Ausgleich zwischen liberalen und reaktionären Kräften ausgerichtet war.

Dies zeigt sich auch auf dem Gebiet der Religion, die im 19. Jahrhundert Staatsaufgabe war. Hier wurden verschiedene Konflikte ausgetragen. Zum einen der Streit um den Einfluss des Staats auf die protestantische Religion und ihre Strukturen wie im Konflikt um die Union. Zum anderen im Streit der Konfessionen, hier kann Hömig seine Expertise besonders zur Geltung bringen, die in den Vormärz Jahren im Kölner Kirchenstreit eskalierte. Die beiden Kapitel über die Aufgaben Altensteins als Kultusminister bilden daher auch mit weit über 200 Seiten den Schwerpunkt der Biographie. Zum Abschluss präsentiert Hömig unterschiedliche Meinungen von Zeitgenossen über Altenstein, der am 14. Mai 1840 verstarb. Hömig selbst spricht am Ende klar die Verdienste Altensteins an, betont aber auch, „[d]ass Altenstein kein Staatsmann im präzisen Sinne eines bahnbrechenden Gestalters der politischen Entwicklung gewesen ist, dürfte außer Frage stehen.“ (S. 369)

Hömig gelingt es mit dieser Biographie die Leerstelle über den ersten preußischen Kultusminister zu schließen und somit ein lang bestehendes Desiderat aufzulösen. Dies geschieht chronologisch geordnet und nah an allen erreichbaren Quellen. Allerdings bleibt bisweilen seine Persönlichkeit hinter dem Amt und seinen Aufgaben zurück und die nüchterne Sprache von Aktenstücken schlägt bisweilen auf die historische Darstellung. Doch diese Biographie wird lange Zeit unverzichtbar für das Verständnis Preußens im Zeitraum von 1817 bis 1840 bleiben. Der Kulturstaat bekommt mit dieser Biographie sein entscheidendes Gesicht. Gleichzeitig

ist das Buch aber auch ein hilfreicher Einstieg in die Thematik Preußen als Kulturstaat und auch unter diesem Gesichtspunkt jedem Kenner der preußischen Geschichte ans Herz zu legen. Wer sich nicht zunächst durch die sehr guten, aber dicken Bände der „Acta Borussica: Preußen als Kulturstaat“ lesen will, hat mit dem vorliegenden Buch von Hömig eine exzellente Möglichkeit in das Thema einzusteigen. Dieser Aspekt ist der Lückenschließung gleichzustellen und macht eine englische Übersetzung des Werkes mehr als ratsam.

Ingo Löppenberg, Köln

Gritsch, Kurt: *Krieg um Kosovo. Geschichte, Hintergründe, Folgen*,
302 S., Innsbruck University Press: Innsbruck 2016, 29,90€.

Rezensiert von Dario Vidojković

Siebzehn Jahre nach dem Nato-Angriff auf Jugoslawien legt der Historiker und Publizist Kurt Gritsch nun sein Werk „Krieg um Kosovo“ vor. Angesichts der zahlreichen aktuellen bewaffneten Konflikte weltweit, über die es zu schreiben gilt, könnte man sich die Frage stellen, „[w]ozu dann noch ein Buch über den Kosovo-Krieg von 1999?“¹ Gritsch liefert dafür selbst die Antwort, denn gerade dieser Krieg stand am „Beginn einer neuen Ordnung [...], durch welche die Welt kriegerischer wurde“.² Das gilt besonders für die Legitimation, welche sich die Nato für ihren Krieg gegen die damalige Bundesrepublik Jugoslawien gab, handelte es sich doch um eine „humanitäre Intervention“, um angeblich das Leid der Albaner im Kosovo zu beenden. Diese Begründung ist schon damals nicht völlig unwidersprochen von der Öffentlichkeit hingenommen worden, und es fehlte nicht an kritischen Stimmen, die darauf hinwiesen, dass erst durch den Beginn der Nato-Luftschläge gegen Jugoslawien eine massenhafte Vertreibung bzw. Flucht der Albaner aus der damaligen südlichen serbischen Provinz Kosovo einsetzte (auf die man jedoch nicht hörte). Darauf verweist auch Gritsch zu recht in seinem Buch hin, welches selbst das Ergebnis seiner langjährigen Beschäftigung mit diesem Thema darstellt. Es handelt sich nämlich nicht um eine Monographie im klassischen Sinne, sondern eher um eine Anthologie seiner zu diesem Komplex veröffentlichten und auf den neuesten Stand ergänzten Aufsätze und Artikel.³ Dies hat manchmal zur Folge, dass zuweilen eine innere Kohäsion des Erzählten fehlt bzw. sich Redundanzen eingeschlichen haben. Nichtsdestotrotz handelt es sich aber um ein insbesondere für die gegenwärtige Zeit überaus wichtiges Buch, welchem man eine breite Beachtung und Rezeption wünschen mag. Denn wie Lothar Struck in seiner Rezension des Buches festgestellt hat, „stutzt man immer noch, wenn es um die Beschreibung der Jugoslawien-Kriege geht“.⁴ Den aktuellen Bezug stellt Gritsch damit her, indem er in seinen letzten beiden Kapiteln sowohl auf den Nato-Krieg gegen Libyen als auch auf die Kriege in der Ukraine und in Syrien eingeht. Was diese mit dem Kosovo-Krieg von 1999 zu tun haben, legt er „kurz und prägnant“ dar, wie Struck sagt, wobei es zugleich ein „Drahtseilakt“ sei, dabei neutral formulieren zu wollen.⁵ In der Tat lässt sich so manches Mal sogar eine leidenschaftliche Anklage aus den Zeilen von Gritschs Buch zum sogenannten Kosovo-Krieg herauslesen, was dem

1 Kurt Gritsch, *Krieg um Kosovo. Geschichte, Hintergründe, Folgen*, Innsbruck 2016, 9.

2 Ebd.

3 Vgl. ebd., 10.

4 Lothar Struck, Im Minenfeld, in: *Glanz&Elend. Literatur und Zeitkritik*. Online veröffentlicht am 10.8.2016 auf <<http://www.glanzundelend.de/Red15/g15/kurt-gritsch-krieg-im-kosovo.htm>> [letzter Abruf: 15.4.2017].

5 Struck, *Im Minenfeld*.

Werk aber keinesfalls einen Abbruch tut. Ganz im Gegenteil. Nach der Lektüre dieses wichtigen Werkes wird man so manche Zusammenhänge gegenwärtiger Krisen und Konflikte besser verstehen, und man wird sich zwangsläufig die Frage stellen müssen, haben vor allem die westlichen Gesellschaften nichts aus dem Jugoslawienkrieg gelernt? Das betrifft in erster Linie ebenfalls die mediale Darstellung dieses Krieges, welche es nicht zuletzt auch den Kriegsbefürwortern und Interventionisten innerhalb der Nato-Staaten ermöglicht hat, diesen Krieg zu führen. So wird dieser Krieg häufig als „Kosovo-Krieg“ bezeichnet, womit suggeriert wird, als habe es nur im Kosovo einen Krieg gegeben und außer Acht gelassen wird, dass sich die Nato-Luftschläge auf ganz Jugoslawien, einschließlich des Kosovo, erstreckt haben (Gritsch jedoch ist sich dessen, trotz seines Titels, durchaus bewusst)⁶. Das mediale Feindbild war klar: Hier die ‚bösen‘ Serben, dort die albanischen ‚Opfer‘, denen es unumschränkt zu helfen galt. Warum aber der „Meinungsstrom besonders in den öffentlich-rechtlichen Nachrichtenmedien derart eindimensional verlief, bleibt ein Phänomen“⁷, und das ist vielleicht eines der erschreckendsten Ergebnisse dieses Buches, denn wie Gritsch an den Beispielen Libyen, Syrien und nicht zuletzt auch Ukraine aufzeigt, funktioniert diese Eindimensionalität offenbar auch heute noch ungebrochen (und auch nach wie vor kaum widersprochen!). Neben dieser Erkenntnis ist aber noch ein weiterer Umstand von größter Bedeutung. Gritsch legt nämlich plausibel dar, wie sich die Nato von einem ursprünglich defensiven Bündnis nach dem Zusammenbruch des Kommunismus, jedoch vor allem im Zuge der jugoslawischen Zerfallskriege zu einem aggressiven Offensivbündnis wandelte. Die Nato-Luftschläge gegen die bosnischen Serben 1994 und 1995 und mehr noch der Nato-Krieg gegen Jugoslawien stellten mithin die ersten „out-of-area“-Einsätze der Nato dar, da weder die bosnischen Serben noch Jugoslawien unter seinem Präsidenten Slobodan Milošević eines der Nato-Mitgliedsländer weder direkt bedroht noch tatsächlich angegriffen haben. Die Folgen dieser Transformation, die sich pünktlich zur 50-Jahrfeier der Nato im Jahre 1999 ereignete, sind dramatisch: Es folgten die Kriege gegen Afghanistan 2001 und den Irak 2003, sowie 2011 der Krieg gegen Libyen. Entsprechend stellt laut Gritsch damit folgerichtig der Westen, und nicht etwa Russland, durch seine „humanitären Interventionen“ die „Hauptbedrohung der globalen Sicherheit“ dar.⁸ Insoweit lässt sich eine historische Parallele finden. Der Zweibund zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn, zunächst als Defensivbündnis von Bismarck konzipiert, hat sich in den Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges ebenfalls zu einem Offensivbündnis gewandelt, was das deutsche Vabanque-Spiel bzw. den „Sprung in das Dunkle“ in der Julikrise 1914 erst möglich machte, und das zum Ersten Weltkrieg führte. Darauf hat Jürgen Angelow bereits in seiner Habilschrift „Kalkül und Prestige“ nachdrücklich hingewiesen.⁹ Die Tendenz, welche die Nato

6 Gritsch, *Krieg um Kosovo*, 11.

7 Struck, *Im Minenfeld*.

8 Gritsch, *Krieg um Kosovo*, 265.

9 Vgl. Jürgen Angelow, *Prestige und Kalkül. Der Zweibund am Vorabend des Ersten Weltkrieges*, Köln 2000.

spätestens seit 1999, also seit dem Jugoslawienkrieg verfolgt, sollte demnach ein mehr als beunruhigendes und warnendes Menetekel zugleich sein.

Wie geht Gritsch nun konkret in seinem Buch vor? Der Untertitel seines Buches deutet bereits an, dass er sich weniger mit dem ab den Nato-Luftschlägen einsetzenden „Krieg um Kosovo“ beschäftigt (anders als es der Titel vermuten ließe), sondern vielmehr mit dessen Vorgeschichte, seinen Hintergründen und besonders mit den Folgen dieses Krieges befasst. Seinen eigentlichen Abhandlungen zum Kosovo-Konflikt stellt er zunächst ein Kapitel voran, in dem es um die westlichen Geschichtsbilder der jugoslawischen Kriege zwischen 1991 und 1999 geht. Dabei unterscheidet er zwischen einer von ihm so bezeichneten „traditionalistischen Interpretation“ und einer „revisionistischen“ Anschauung. Struck findet diese Kategorisierung problematisch, da man etwa durchaus von einem „Angriff“ der Nato auf Jugoslawien sprechen kann, ohne dabei gleich ein „Revisionist“ sein zu müssen.¹⁰ Nach der „traditionalistischen Interpretation“ wird den Serben und ihrer politischen und militärischen Führung allein die Hauptschuld für die jugoslawischen Zerfallskriege und die dabei begangenen Gräueltaten angelastet.¹¹ Ob man diese Sichtweise eben gerade als „traditionalistisch“ bezeichnen will, ist diskutabel. Betrachtet man diese Interpretationsweise allerdings vor dem Kontext der langwierigen antiserbischen Stereotype und Darstellungen, wie es sie spätestens seit dem Ersten Weltkrieg gibt¹², dann könnte man hier vielleicht doch von einer tradierten Sicht sprechen. Dem gegenüber stellt er die „revisionistische Interpretation“, welche eine solche serbische Alleinschuld bestreitet.¹³ Nach dieser Sichtweise wird gerade auch die Verantwortung westlicher Staaten, allen voran Deutschlands und der USA, betont, welche mit ihrer einseitigen Parteinahme und besonders durch die von Deutschland forcierte verfrühte Anerkennungspolitik für die separatistischen jugoslawischen Teilrepubliken Slowenien, Kroatien und später auch für Bosnien und Herzegovina den Konflikt geschürt bzw. weiter angeheizt haben.¹⁴ Als ein „Schlüsselereignis der Interpretationen“ sieht Gritsch dabei Srebrenica an, eine Enklave der bosnischen Muslime, die im Juli 1995 von Einheiten der bosnischen Serben erobert wurde. Die „Traditionalisten“ rücken das anschließende Massaker in die Nähe der Shoa, was laut Gritsch „zur Analogie Srebrenica=Auschwitz führte“.¹⁵ Wie problematisch und höchst diskutabel eine solche Gleichsetzung ist (die allein schon wegen des Umfangs und Ausmaßes des Massakers in Srebrenica einen Vergleich mit dem Holocaust nicht nachvollziehbar erscheinen lässt), führt Gritsch mit Hinweisen etwa des US-amerikanischen Ökonoms und Medienanalytikers Edward S. Herman an, der in diesem Zusammenhang von „übertriebenen Opferzahlen“ spricht, wobei

10 Vgl. Struck, *Im Minenfeld*.

11 Vgl. Gritsch, *Krieg um Kosovo*, 1. Teil, Kap. 1, 19ff.

12 Vgl. Dario Vidojković, *Von Helden und Königsmördern. Das deutsche Serbienbild im öffentlichen Diskurs und in der Diplomatie von 1878 bis 1914*, Wiesbaden 2015.

13 Vgl. ebd., 24ff.

14 Vgl. ebd., 24.

15 Ebd., 26.

außer Acht gelassen werde, dass viele der später exhumierten Leichen nicht „zeitlich eindeutig dem Massaker zugeordnet werden [können], zudem gab es auch Tote durch Kämpfe“.¹⁶ Bedeutender ist, dass gerade dieses Massaker in Deutschland zu einem „konsensbildenden Ereignis“ wurde, welches eine breite Zustimmung der deutschen Öffentlichkeit für künftige deutsche Militäreinsätze erleichtern sollte. Entsprechend wurde der Konflikt um das Kosovo von den deutschen Eliten, gleich welcher politischer Couleur, vor diesem Hintergrund interpretiert und ein militärisches Eingreifen gegen die Serben gefordert, damit sich eben ein „Srebrenica“ nicht mehr wiederhole.¹⁷ Das gilt namentlich für die Grünen unter Joschka Fischer und die SPD unter Gerhard Schröder. Struck will in seiner Rezension die rot-grüne Regierung unter Schröder zwar nicht von ihrer Verantwortung exkulpieren, verweist aber darauf hin, dass das „Umfallen“ dieser Regierung sich im Interregnum im Oktober 1998 ereignete, und dieses bei der Abstimmung über einen Kriegseinsatz „keine entscheidende Bedeutung“ mehr gespielt habe.¹⁸ Dennoch bildete, wie Struck selbst einräumt, diese Abstimmung später im März 1999 die „Grundlage zur Beteiligung Deutschlands an der ‚Operation Allied Force‘“, da eine erneute Abstimmung darüber nun nicht mehr stattfand.¹⁹ Dass die Verantwortung der rot-grünen Regierung allerdings darüber hinaus reichte, legt Gritsch hingegen in seinem Buch durchaus verständlich dar. Er verweist auf Krise und Wandel der Sozialdemokratie, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich, wo sich in beiden Ländern nämlich allmählich eine militärischen Interventionen durchaus nicht abgeneigte Strömung durchsetzen konnte. So konnte es nur auf den ersten Blick paradox erscheinen, dass ausgerechnet von Grünen und Politikern der SPD der Krieg gegen Jugoslawien mit schrillen Tönen forciert und begleitet wurde, von denen man zuvor eher die Parole „Nie wieder Krieg!“ gewohnt gewesen wäre. Tatsächlich kann man dieses Phänomen vielmehr als orwellianisch bezeichnen, denn nicht nur die Grünen und die SPD schwenkten unbedingt auf den antiserbischen Kriegskurs ein, sondern die Nato selbst. Kriegerische Aktivitäten wurden nämlich nun in typisch Orwellschem Newspeak als „friedensschaffende Maßnahmen“ umtituliert. Eine solche Praxis würde einem Goebbels sicher zu aller Ehre gereichen, und sie ist erschreckend genug, umso mehr, als die Nato daran auch lange nach 1999 festhielt, was nicht zuletzt in der Ukraine-Krise erneut zum Vorschein kam, wie Gritsch in seinem Buch zeigt.²⁰ Sodann schildert Gritsch in Kapitel 2 die Vorgeschichte des Kosovo-Konfliktes beginnend mit der Zeit der Balkankriege von 1913 bis zum Jahr 1997. In Kapitel 3 zeichnet er die Stufen der Eskalation vom Ausbruch des Bürgerkrieges 1998 bis zur Nato-Intervention nach. Den Krieg selbst lässt er außen vor, weshalb er z. B. auch nicht weiter auf den als Propagandalüge erwiesenen „Hufeisenplan“ eingeht, den der damalige deutsche Verteidigungsminister Scharping als „Beweis“ für eine angebliche serbische genozidale Vorgehensweise gegen die Albaner im

16 Ebd., 27.

17 Vgl. ebd., 28ff.

18 Struck, *Im Minenfeld*.

19 Ebd.

20 Vgl. Gritsch, *Krieg um Kosovo*, Kap. 11.

Kosovo anführte. Stattdessen interessiert sich Gritsch stark für die Hintergründe dieses Krieges, wie man mit den Menschenrechten die Öffentlichkeit manipulierte und kriegsbereit machte und vor allem dafür, welche Wirtschafts- und geopolitische Interessen Akteure wie die Nato, die USA, Deutschland sowie neoliberale Kreise an diesem Krieg hatten (Kapitel 4 bis 6). Die Ausführungen dazu machen den umfangreichen zweiten Teil des Buches aus. Nicht ganz sinnlogisch erscheint dabei allerdings die von ihm gewählte Taxonomie der Kapitel, da Gritsch die Kapitel trotz der Einteilung in mehrere Teile dennoch fortlaufend nummeriert. So befasst er sich kritisch im zweiten Teil ebenso mit der deutschen Berichterstattung über diesen Konflikt (Kapitel 7 und 8), geht aber auf das Thema der Konfliktberichterstattung auch im dritten Teil, in dem es um die Folgen dieses Krieges geht, ein (Kapitel 9). Zweifellose Folgen des „Krieges um Kosovo“ sind aber die nachfolgenden Konflikte und Kriege in Libyen, Syrien und der Ukraine, an deren Ursprung Gritsch zu recht den Nato-Krieg gegen Jugoslawien von 1999 erkennt, da es genau dieser Krieg war, welcher der Nato zu ihrem 50jährigen Bestehen die Legitimation zur Weiterexistenz nach der Auflösung des Warschauer Paktes und die Grundlage für künftige „out-of-area“-Einsätze bot. Seine medienkritischen Untersuchungen unterfüttert Gritsch mit Johan Galtungs Konzept vom „Friedensjournalismus“, dem er die westliche Berichterstattung gegenüberstellt.²¹ Gerade in seinem siebten Kapitel untersucht Gritsch wichtige deutsche „Leitmedien“, wie die FAZ, die Süddeutsche Zeitung, taz, Zeit und den Spiegel im Zeitraum 1998/1999 darauf hin, wie diese über den Konflikt um das Kosovo berichteten.

Das Fazit von Gritschs Buch ist ein ernüchterndes. Statt Chancen zu echter, neutraler Vermittlung instrumentalisierte der Westen den Konflikt in der südlichen serbischen Provinz Kosovo, um eigene Interessen durchsetzen zu können. Die Verhandlungen in Rambouillet erinnern dabei nur zu sehr an das österreichisch-ungarische Ultimatum an Serbien in der Julikrise von 1914, das bekanntlich zum Ersten Weltkrieg geführt hatte. Als Vorwand wurden dabei der Öffentlichkeit aber andere Gründe verkauft, nämlich der Einsatz für Menschenrechte, dem die sogenannte „humanitäre Intervention“ dienen sollte, sowie der dortige Bürgerkrieg als ein „Genozid“ bzw. Holocaust interpretiert. Insoweit stellt Gritschs Buch einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der aktuellen globalen Krisen und Kriege dar und liefert wichtige Hintergründe, die man in den sogenannten Mainstream-Medien eher lieber verschweigt (vielleicht ist das gerade ein Grund, weshalb sich in Gritschs Literaturverzeichnis auch Einträge von Beiträgen etwa aus „Konkret“ finden). Es ist insgesamt ein anklagendes Buch, das zum Nachdenken aufrüttelt, und deutlich auf die Macht der manipulatorischen etablierten Medienmaschinerie, die unheilvoll verstrickt im Verbund mit Wirtschafts- und Militärkreisen wirkt, hinweist. Angesichts aktueller Entwicklungen ist dieses Buch deshalb jedem nur zu empfehlen.

Dr. Dario Vidojković, Regensburg

21 Vgl. ebd., 180ff.

André de Melo Araújo: Weltgeschichte in Göttingen.
Eine Studie über das spätaufklärerische universalhistorische Denken, 1756–1815
(= Der Mensch im Netz der Kulturen. Humanismus in der Epoche der
Globalisierung, Bd. 16), 276 S., Transcript: Bielefeld 2012, 34,80€.

Rezensiert von Martin Schippan

Einen wesentlichen Forschungsbeitrag zum Geschichtsverständnis in der zweiten Hälfte des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts leistet André de Melo Araújo mit seiner Monographie zum historischen Denken in der Universitätsstadt Göttingen. In dieser Arbeit, einer überarbeiteten Fassung seiner Dissertationsschrift, vertritt der brasilianische Historiker die These, wonach die in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eingeleitete ‚anthropologische Wende‘ die epistemologische Voraussetzung für das Feld der Universalhistorie dargestellt habe. Mit dem empirischen Erkenntnisinteresse am Menschen, das in dieser Zeit bedeutend zunahm, setzte eine Abkehr von der theologisch-dogmatisch untermauerten Metaphysik sowie von einem eschatologischen Geschichtsverständnis ein. Für die Gelehrten des 18. Jahrhunderts stellte die Neuordnung der historischen Episteme eine neue Aufgabe dar. Akribisch begibt sich der Verfasser auf die Spurensuche nach einer ‚einheitsstiftenden Wissensform‘ (S. 13), die sowohl der spätaufklärerischen Weltgeschichtsschreibung als auch der anthropologischen Bestimmung zugrunde gelegen habe. Den Göttinger Gelehrten des 18. Jahrhunderts stellte sich die Frage, inwieweit der ‚Mensch‘ und die ‚Geschichte‘ sowohl in ihrer Gänze als auch im Verhältnis zu den Teilen zu betrachten seien. In seiner Arbeit untersucht de Melo Araújo deshalb die Varietäten universalhistorischen Verständnisses. Als Quellenkorpus dienen ihm zum einen die Veröffentlichungen der Göttinger Professoren, zum anderen die Vorlesungsverzeichnisse, von denen er sich einen Zugang zur Analyse der Forschung und Lehre an der Universität erhofft.

Im Vorfeld seiner Untersuchung führt André de Melo Araújo eine begriffsgeschichtliche Analyse des Lexems ‚Anthropologie‘ durch, das im 18. Jahrhundert auf physische, philosophische sowie ethnographische Untersuchungsfelder angewandt wurde (vgl. S. 20). Die mit diesem Erkenntnisinteresse verbundene Ergründung der körperlichen und natürlichen Beschaffenheit des Menschen, des Leib-Seele-Dualismus sowie die Erforschung der fremden Völkerschaften verteilten sich auf unterschiedliche Fächer. Der ‚ganze Mensch‘ sollte in seiner ‚doppelten Natur‘ als physisches und moralisches Wesen erfasst werden. Institutionalisiert wurde diese anthropologische Sicht in der Georgia Augusta, der 1737 eröffneten Göttinger Universität, an der der Professor für Weltweisheit Georg Meiners (1747–1810) den Topos ‚Wissenschaft vom Menschen‘ prägen sollte. Überzeugend legt André de Melo Araújo dar, wie die Strukturbedingungen dieser Universität zu einem empirischen Geschichtsverständnis beigetragen hatten. Die Entbindung der Professoren vom Eid auf die symbolischen Bücher der protestantischen Kirche sowie die liberale Wissenschaftspolitik des Kurfürstentums Braunschweig-Lüneburg, das sich seit 1714 in Personalunion mit dem Königreich Großbritannien und Irland befand,

ermöglichten eine weitgehende akademische Lehr- sowie Publikationsfreiheit. Aufklärerische Schriften des *Scottish Enlightenment*, so von David Hume und Adam Smith, konnten an dieser hohen Schule übersetzt und rezipiert werden. Produktiv für die Verbreitung des Wissens sei, so der Verfasser, das Prinzip der „heilsamen Konkurrenz“ (Meiners) gewesen, demzufolge die auf die Zuhörergunst angewiesenen Professoren unterschiedliche Wissenschaftsprofile vorstellten. Aufgrund dieser Spezialisierung kündigten die Göttinger Gelehrten, wie der Verfasser hervorhebt, ihre Lehrveranstaltungen unter synonymen Bezeichnungen wie ‚Universalhistorie‘, ‚Universalgeschichte‘ oder ‚Weltgeschichte‘ in den Vorlesungsverzeichnissen an, mit denen sich unterschiedliche programmatische Ansätze verbanden. Bei der Gestaltung der öffentlichen Lektionen konnten die Professoren sowohl auf eine Tradition europäischer Staatengeschichtsschreibung, die an der Juristischen Fakultät gelehrt wurde, als auch auf das Feld der Geographie zurückgreifen, das im Zusammenhang mit einer angestiegenen Zahl von Reiseberichten eine Konjunktur erlebte.

De Melo Araújo illustriert diese „heilsame Konkurrenz“ anhand des zwischen den Professoren Johann Christoph Gatterer (1727–1799) und August Ludwig von Schlözer (1735–1809) ausgetragenen „Federkriegs“ um die Deutung der Geschichte. Beide Historiker stritten sich um die Frage nach der Anordnung historischer Episteme. Indem sowohl Gatterer als auch Schlözer Hilfswissenschaften wie Numismatik, Geographie, Diplomatie oder Heraldik in ihrem Geschichtswerk systematisierten, erwiesen sie sich, so die These de Melo Araújos, als „Eroberer von ‚Wissensprovinzen‘“ (S. 73). Ihm zufolge ging das Erkenntnisziel, die Universalhistorie in ihrer Gänze zu erfassen, mit der Ausdehnung interdisziplinärer Fragestellungen einher. Gatterer gliederte seine *Handbücher*, die als Grundlage für Vorlesungen dienten, nach einer quellenkritischen, geographischen sowie ereignis- und rechtsgeschichtlichen Systematik („Brauchbarste Schriftsteller“, „Erdbeschreibung“, „Erzählung historischer Begebenheiten“, „Völker und Staaten nach ihren Verfassungen“). Induktiv sollte die Geschichte der Welt als Ganzes sowohl synchronistisch als auch chronologisch erfasst werden. Schlözer, der die *technographische* Bedeutung von Erfindungen für den Verlauf der Universalhistorie hervorhebt, vertrat hingegen eine deduktive Methode, derzufolge sich die Geschichte aus dem Zusammenhang, einem „allgemeinen Blick“, erschließen lassen sollte. Diese komplementären Auffassungen von ‚Universalhistorie‘ seien, so de Melo Araújo, die Ursache für den ‚Federkrieg‘ zwischen den beiden Historikern gewesen.

Nicht nur das Erkenntnisinteresse an der Welt, sondern auch das am Menschen bildete, so der Verfasser, den epistemologischen Überbau der Universalgeschichtsschreibung. De Melo Araújo skizziert die Entstehung einer empirischen Psychologie im 18. Jahrhundert, die nach den ‚Seelenkräften‘ im Menschen fragte, sowie die der aufklärerischen Strömung der Popularphilosophie, deren Inhalte an eine breitere Öffentlichkeit getragen wurden. Der Göttinger Gelehrte Meiners versuchte die anthropologische Frage nach den geistigen und körperlichen Anlagen des Menschen mit der Historiographie zu vereinbaren. Für den Verlauf der Geschichte seien, so der Professor für Weltweisheit, die vitalen Kräfte der humanen Psyche verantwortlich. Methodisch und systematisch wendet sich Meiners der „Ursachenbestimmung von ursprünglichen Verschiedenheiten zwischen den Völkern“ (S. 136) zu.

De Melo Araújo betont, dass in der spätaufklärerischen Historiographie der 1780er-Jahre die „Geschichte des menschlichen Geschlechts als Grundlage für die Geschichte der ganzen Welt“ (S. 140) diene.

Im Anschluss thematisiert der brasilianische Historiker die historiographischen Varietäten in der Menschheitsgeschichte. Im 18. Jahrhundert stellten sich Monogenese und Polygenese als miteinander konkurrierende Denkrichtungen heraus. Während dieser Deutungsansatz die Entwicklung des Menschen aus einer Ursache, sei es etwa die christliche Schöpfung, heraus begreift, sollte jener die Vielschichtigkeit der Geschichte ergründen. Die Monogenese sollte, wie de Melo Araújo hervorhebt, vor allem die Universalhistoriker wie Gatterer oder Schlözer beeinflussen. Bei der ‚Modellierung‘ der Völker orientierten sich die Göttinger Gelehrten an der Methode des Botanikers Carl von Linné (1707–1778), der in seinem Hauptwerk *Systema Naturae* (1735) Pflanzen und Tiere nach Gattungen klassifizierte. Mit dieser Unterteilung legte er die Grundlage für eine biologische Nomenklatur, an der in der Folgezeit Gelehrte wie Meiners oder Blumenbach arbeiteten. Varietäten in der Hautfarbe der Menschen, die bei der ethnographischen Systematisierung auftraten, ergaben sich diesem Weltbild zufolge aus zufälligen (*accidentalis*) klimatischen Bedingungen. Mit Recht weist de Melo Araújo bei der Klassifizierung auf die „Schwierigkeit hin, die Theorien über den Ursprung der Menschen entweder nach kohärenten monogenetischen oder widerspruchsfreien polygenetischen Ansätzen auseinander zu halten“ (S. 155). Neben der biologischen Systematik beeinflusste die vitalistische Prämisse des Göttinger Anthropologen Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840), wonach ein ‚Bildungstrieb‘ die Ursache für Varietäten bei den Völkern sei, die Universalgeschichtsschreibung im 18. Jahrhundert. Zuletzt stellt de Melo Araújo den polygenetischen Ansatz dar, demzufolge die Verschiedenheit der menschlichen Populationen quasi-wesentlicher Natur (*essentialis*) sei. Für den an der Universität Göttingen lehrenden Professor Christoph Meiners stellte diese Auffassung die Grundlage seiner Rassentheorie dar, womit er sowohl den Sklavenhandel als auch die Begründung englischer überseeischer Kolonien zu legitimieren versuchte.

Im letzten Kapitel seines Werks setzt sich de Melo Araújo mit der Weltgeschichtsschreibung in den 1790er Jahren auseinander. Seiner Auffassung nach lässt sich in dieser Zeit zunehmend die Tendenz nachvollziehen, wonach die Staatspolitik einen wichtigen Teil der Universalhistorie darstellen sollte. Der Göttinger Professor Gatterer vertrat die Auffassung, wonach der Horizont der Geschichtswissenschaft erweitert werden sollte. Universalhistorie um 1800 bedeutete vor allem Weltstaatengeschichtsschreibung. Von ihr sollte ein „allgemeiner Blick über das Ganze“ (S. 206) erfolgen. Zudem beeinflusste, wie de Melo Araújo darstellt, die kritische Philosophie Kants die Universalhistorie, indem dessen fundamentale Dichotomie ‚apriori‘ und ‚aposteriori‘ aufgegriffen wurde. Unter dem Schlagwort ‚Anthropotheologie‘ sollte in den 1800er-Jahren eine notwendige und organische Geschichtsauffassung vertreten werden, die im Gegensatz zur zufällig verlaufenden ‚Geschichte der Menschheit‘ stand. Inwieweit sich die Göttinger Professoren an den ‚kleineren Abhandlungen‘ Kants wie etwa der *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* (1784) oder an der *Kritik der Urteilskraft*

(1791) orientierten, wird in dem Text offen gelassen. Als Ausblick hält de Melo Araújo fest, dass die napoleonische Ära das Ende der spätaufklärerischen Universalhistorie bedeutete. Ihre Professoren, die dieses Wissensmodell vertraten, starben, wie der Verfasser zeigt, um 1810, und Göttingen fiel an das Königreich Westfalen, einen napoleonischen Sattelitenstaat. Anstelle der Weltstaaten- sollte eine Nationalgeschichtsschreibung treten. Ebenfalls fand an der Georgia Augusta im 18. Jahrhundert eine Aufteilung der Universalhistorie in Einzeldisziplinen wie Geschichte, Anthropologie und Geographie statt.

Überzeugend verteidigt de Melo Araújo die These, wonach das anthropologische und historische Erkenntnisinteresse miteinander verflochten waren. Welt und Geschichte in ihrer Gänze zu erfassen, erwies sich als eine lohnende Aufgabe für die Professoren der Philosophischen Fakultät. Die interdisziplinäre Ausdehnung der Universalhistorie auf biologische, geographische oder ethnographische ‚Wissensprovinzen‘ stellte sich als Möglichkeit heraus, sich diesem Erkenntnisziel anzunähern. In diesem Sinn weist die Untersuchung der Göttinger Weltgeschichtsschreibung um 1800 Momente der Aktualität auf. Auch die heutige Geschichtswissenschaft sucht in den sog. *turns* die Ausdehnung ihres Fachgebiets auf ‚Wissensprovinzen‘. Die Monographie von de Melo Araújo wirft die Frage auf, welche Auswirkungen die Göttinger Universalhistoriographie im deutschsprachigen Raum um 1800 hatte. Es sollte untersucht werden, inwieweit dieses Wissensmodell an anderen Universitäten, etwa der in Jena, rezipiert wurde. In welchem Spannungsverhältnis, ist zu fragen, stand die Göttinger Geschichtsschreibung zu geschichtsphilosophischen Traktaten, etwa denen Kants, oder ereignisgeschichtlichen Darstellungen, die in der zeitgenössischen Publizistik im Umlauf waren? Und welche Rolle nahm in der Universalhistorie die Persönlichkeit ein, die in der als ‚Historismus‘ etikettierten Epoche unter dem Topos des ‚großen Mannes‘ an Bedeutung gewann?

Martin Schippan, Berlin